

«Máme-Loschen» als «Schmélzsprach» – Eine kleine Geschichte des Jiddischen



Foto: Bestand Saul Hutterer, JM Hohenems



Foto: JM Hohenems

Das Jiddische teilt zumindest in einem Punkt ein trauriges Los mit dem Schweizerdeutschen: Es wird von Aussenstehenden oft für einen Dialekt gehalten und mit liebevoller, ja sentimentaler Herablassung betrachtet. Dabei ist es eine eigenständige Sprache, die sogar grosse Literatur hervorgebracht hat: eine Sprache gleichsam ohne Land, Spiegel der jüdischen Diaspora.

von Christoph Gutknecht

Klezmer unromantisch: «Displaced Persons» im vorarlbergischen Hohenems singen und spielen sich Trost.

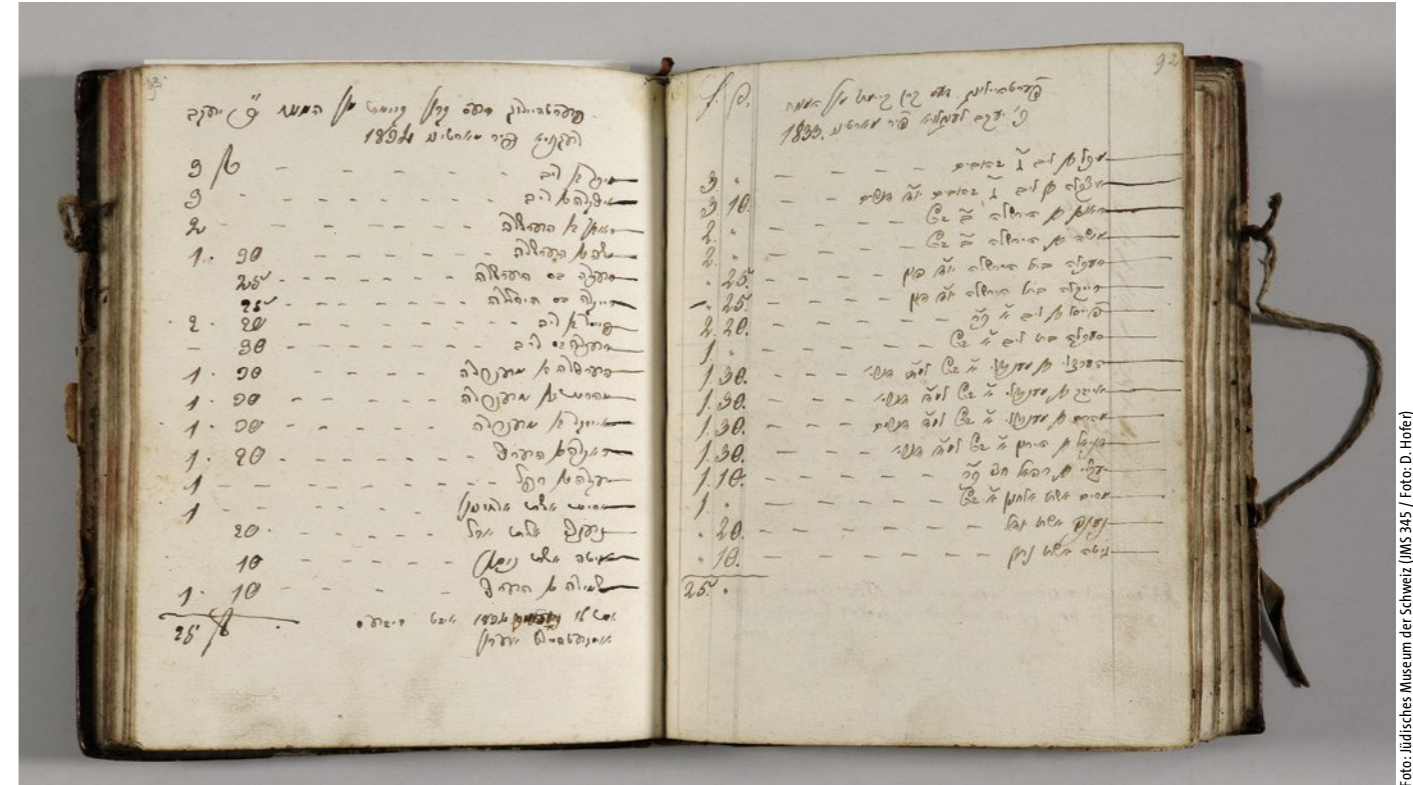


Foto: Jiddisches Museum der Schweiz (IMS 345 / Foto: D. Hofe)

Abrechnungsbuch des Pinkas Guggenheim (1750–1834) aus Lengnau AG in jiddischer Handschrift.

«Izt, bruder, trink ich, / un wen es rojscht in kop, / fajf ich ofj der ganzer welt / un tanz mir hop-hop-hop!» Diese Trinkverse sind dem letztjährigen Debütroman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» des Zürchers Thomas Meyer vorangestellt, der von Presse und Publikum so begeistert aufgenommen wurde, dass der Eindruck entstehen konnte, Jiddisch liege im Trend.

Quellsprachen, Nahsprache, «Schmélzsprach»

Die Begeisterung speist sich zum Teil aus der kitschig-kommerziellen Klezmer-Szene mit nostalgischer *schtetl*-Folklore. Man liebt die vielen Verkleinerungsformen voller emotionaler Nähe oder ironischer Distanz: *hintl* ist ein Hündchen, *kezl* ein kleines, *kézele* ein besonders possierliches Kätzchen oder eine geliebte Person.

Darüber wird vergessen, dass das Jiddische kein vermässeltes Deutsch, kein gaunersprachliches Idiom und auch kein Dialekt, sondern eine eigenständige Sprache ist. Das Jiddische, das in hebräischen Lettern von rechts nach links geschrieben wird, ist eine «Schmélzsprach», in die Komponenten aus mehreren

«Quellsprachen» eingingen, die für die Lebenswelten der Juden bedeutsam waren. Eine solche war das Hebräisch-Aramäische, weitere waren mittel- und frühneuhochdeutsche Dialekte, später das Neuhochdeutsche und slawische Sprachen.

schlep (Langweiler); für den überangepassten Jasager wurde um 1950 der Begriff *alrightnik* geprägt, «allerfeinstes Ameridish», wie es in der Jiddisch-Enzyklopädie (2002) des Journalisten und Jiddisch-Lexikografen Leo Rosten heisst. Und natürlich steuert auch die unmittel-

«Im 19. Jahrhundert gelangte das Jiddische noch einmal zur Blüte, aber im Grunde lehnten es die assimilierten europäischen Juden als Zeichen von Unbildung ab»

Die Hauptkomponente des jiddischen Wortschatzes ist der «Nahsprache» Deutsch entnommen, ein Viertel dem Hebräisch-Aramäischen, knapp ein Zehntel dem Slawischen, neuerlich ist in Israel einiges aus dem Iwrit, in den USA etliches aus dem Englischen eingedrungen. Dabei kam es zu gegenseitigen Einflüssen: Amerikanische Lexika kennen «*yiddishims*» wie *bagel* (Brötchen), *lox* (Lachs), *schlemil* (Dummkopf) und

bare Gegenwart Neuprägungen bei: *schleptop* zum Beispiel oder *blitzpost* – für Laptop und E-Mail.

Der hebräische Wortschatzanteil bewahrt die ursprüngliche Orthografie. Betonung und Flexion hingegen folgen dem Deutschen. Hebräische Verben haben deutsche Endungen (etwa *pásskenen* = verurteilen, von *pssak* = Urteil), die Pluralendung wird manchmal sogar deutschen Wörtern angehängt. Amü-

siert lesen wir dann nicht nur von *Gójim* (Nichtjuden), sondern auch von *Narónim* (Narren). Einzigartig ist die Verbindung von jiddischen und hebräischen Sprachbestandteilen auf Wort- und Satzebene: «Máme-Loschen», die volkstümliche Bezeichnung des Jiddischen, aus *máme* (Mutter) und hebräischem *laschon* (Sprache).

Ein Gewächs von Rhein und Mosel

Entstanden ist das Jiddische im «Loter» genannten Siedlungsraum zwischen Speyer und Köln im 11. Jahrhundert. Talmudkommentare des französischen Rabbis Schlomo ben Jizchak (1040–1105) erwähnen Elemente einer Frühform des Jiddischen. Und 1272/73 ist dem «Wormser Machsor», einem in hebräischer Schrift abgefassten Gebetbuch, ein jiddischer Segensspruch eingefügt, während die religiösen Begriffe – *machasor* und *bess ha'knessess* (Synagoge) – im hebrä-

ischen Original erhalten sind: «gut tac im betage / se wer dis machasor in / bess ha'knessess trage! (Ein guter Tag sei dem beschiedenen, der diesen Machsor in die Synagoge trägt!)»

Man unterscheidet zwischen dem in Deutschland, den Niederlanden, in Oberitalien und Ungarn benutzten Westjiddischen, das schon ab Mitte des 18. Jahrhunderts langsam ausstarb, und dem Ostjiddischen, das man in Litauen, Polen, der späteren Sowjetunion und Rumänien sprach. Dort wurde es zu einer Sprache mit grosser Kultur: Bücher, Zeitungen, Weltliteratur von Scholem Alejchem (1859–1916), Mendele Moicher Sforim (1836–1917), Jizchok Leib Perez (1852–1915), um nur drei zu nennen.

Aus Deutschland flohen Jiddisch-Sprecher nach der Verfolgung im 13. und 14. Jahrhundert gen Osten. Als Minderheit mit eigener Religion und oft abweichendem Rechtsstatus bewahrten diese

«Aschkenasim», die ihren Namen dem seit dem Mittelalter in der rabbinischen Literatur für «Deutschland» benutzten Namen «Erez Aschkenas» verdanken, auch in der Fremde das Hebräische im synagogalen Bereich als *laschon hako-desch* – als heilige Sprache. Jiddisch wurde zur Profansprache des Alltags bei den weniger Gebildeten, erfuhr seine Prägung und Fortentwicklung in kleinstädtischen jüdischen Familien, vor allem bei Frauen.

Ablehnung der Armensprache

Im 19. Jahrhundert gelangte das Jiddische noch einmal zur Blüte, aber im Grunde lehnten es die jüdischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, die «Maskilim», erst recht die assimilierten europäischen Juden des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Zeichen von Unbildung ab. Der Philosoph und Aufklärer Moses Mendelssohn (1729–1786) sprach von

Gibt es eine Jiddisch-Mode?

Drei Fragen an Hanno Loewy

sicher übertrieben. Was das Jiddische als lebendige, gesprochene Sprache angeht, trifft es schon gar nicht zu. Zweifellos wird es unter manchen orthodoxen Juden als Verkehrssprache gepflegt, und es gibt seit Längerem in den USA die Tendenz unter jüdischen Studenten, ein wenig Jiddisch zu lernen, um sich so ein bedeutendes Erbe, eben ein Stück jüdischer europäischer Kultur, zu erschliessen.

Ein vergleichbares Interesse zeigt sich im deutschsprachigen Raum aber nicht?

Durchaus. Zu den erfreulichsten Entwicklungen gehört – aber das würde ich auch nicht einen Boom nennen –, dass in den letzten Jahren das akademische Interesse einer jungen Wissenschaftlergeneration an Jüdischen Studien mit einer breiteren kulturwissenschaftlichen Perspektive zugenommen hat. Dazu gehört auch

das Jiddische. Vielerorts werden die entsprechenden Fakultäten langsam ausgebaut. Die Erforschung der jiddischen Sprache, Kultur, Literatur ist zu einem eigenständigen Zweig in den Jüdischen Studien geworden, in Basel, München, Potsdam, Düsseldorf, um nur einige zu nennen. Aber ein Massenphänomen ist auch das nicht.

Aber es nicht zu leugnen, dass es im deutschsprachigen Raum einen gewissen Klezmer- oder Shtetl-Folklorismus gibt?

Was das Interesse für Klezmermusik angeht, so hält dieser Boom sicher schon seit zwanzig Jahren an, wobei er insgesamt vielleicht eher in Wellen verläuft. Sicher hat die Begeisterung für diese Welt etwas mit der Romanisierung des jüdischen Lebens und des «Shtetl» vor der Schoah zu tun, obwohl das Leben dort ja auch schon anders als rosig gewe-

sen ist. Man träumt sich seine guten Juden, zugespitzt gesagt, und entlastet die Erinnerung und das Gewissen von der Geschichte danach. Aber für die Musiker gilt das eigentlich nicht, auch nicht für manche nichtjüdischen, die Klezmer als Facette der Weltmusik entdeckt haben. Jüdische Musiker spielen mit nicht-jüdischen zusammen, Klezmerelemente werden in verschiedene Musikstile integriert – da ist Bewegung, Entwicklung, manchmal auch Verkrampftes, aber das ist wohl nicht vermeidbar.

Der Literatur- und Medienwissenschaftler Hanno Loewy ist seit 2004 Leiter des Jüdischen Museums Hohenems. Informationen über das Museum und seine Wechselaustellungen: Tel. 0043 5576 739890, www.jm-hohenems.at.



Jiddisch-Unterricht in einer achten Klasse an der «Yeshiva Shearis Yisroel», einer chassidischen Schule in Chicago.

«Kauderwelsch», der Begründer des Zionismus, Theodor Herzl (1860–1904), von einer «Ghetto-Sprache».

Verständlich, dass die Bezeichnung «Jiddisch» lange umstritten war. Durchgesetzt hat sie sich in Deutschland erst unter dem Einfluss der «Praktischen Grammatik der jiddischen Sprache» (1918) des Linguisten Salomon Birnbaum. Zuvor waren bei deutschen Juden Ausdrücke wie «Tajtsch» oder «Máme-Loschen» üblich, die Fachliteratur bevorzugte «Jüdisch» oder «Jüdisch-Deutsch».

1920 in Polen geborene Schriftsteller Aharon Megged schrieb, der als Junge ins damalige Palästina kam.

1933 gab es in Europa zehn Millionen Jiddisch-Sprecher, heute gibt es weltweit einschliesslich Ultraorthodoxer in New York, Antwerpen und Jerusalem noch rund zwei Millionen.

Spuren im Deutschen und Schweizerdeutschen

Das Jiddische hat Fremdkomponenten aufgenommen, aber gerade auch das Deutsche um viele Ausdrücke bereichert,

wird niemandem eine Schwäche nachgesagt – es wird vielmehr ein Kompliment (hebräisch *schevach*) gemacht!

Auch in der Schweiz gibt es jiddische Spuren. Das auf dem Deutschen oder auf Schweizer Dialekten basierende «Jenisch» helvetischer Fahrender hat Wortschatzanteile des Rotwelschen, des Romanes und des Jiddischen. Es dient dieser auf 30 000 bis 35 000 Personen geschätzten Bevölkerungsgruppe jedoch einzig der internen Verständigung.

Bei den jüdischen Bewohnern der Aargauer Dörfer Eendingen und Lengnau im Surbtal hatte das Westjiddische eine Tradition. Durch Text- und Ton-Dokumentationen der Linguisten Florence Guggenheim-Grünberg (1898–1989) und Jürg Fleischer erfahren wir von hebräischen Anteilen dieses lokalen Idioms: Feiertag heisst dort *jontef* (von hebräisch *jom tov*, guter Tag); die Grussformel war *schumleschem* (von hebräisch *shalom alechem* = Friede mit euch). Abweichungen vom Schweizerdeutschen zeigte sich im Surbtaler Jiddisch bei der Verkleinerungsform auf *-isch* (im Gegensatz zum ostjiddischen *-ech*): Die beliebten aus Baden stammenden Spanischbrötli heissen dort *spanischbreitlich*. Um beim Kulinarischen zu bleiben, schliessen wir wie Nathan Tulpenthal, Mazzebäcker a. D., in seinem «Schmonzes-Barjonzes» betitelten Band mit Reimereien von 1859: «Was ich hier schrieb, so gut ich konnt es, / Euch zu ergötzen ists geschehn; / Drum möcht ich nicht, dass diese Schmonzes / Von Euch jemand möcht missverstehn.» ■

«Das auf dem Deutschen oder auf Schweizer Dialekten basierende «Jenisch» helvetischer Fahrender hat Wortschatzanteile des Jiddischen»

Mit den Auswanderungswellen osteuropäischer Juden im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert breitete sich das Jiddische in Westeuropa und in den USA aus.

Das Ostjiddische blieb bis zur Schoah die Alltagssprache. In Polen gab es zwischen den Weltkriegen in neunzig Städten 1700 jiddischsprachige Zeitungen. «Ich kenne keine zwei Sprachen, die einander so fern sind wie Jiddisch und Hebräisch, als gehörten sie zwei Völkern», sagt der Ich-Erzähler Zwi Abel im Roman «Fojglman» (deutsch 1992), den der

die, oft durch Vermittlung des Rotwelschen, in die Gemeinsprache gelangten.

Dazu zählen das lustige Schmonzes (Unsinn) ebenso wie die allbekanntesten Ausdrücke meschugge (verrückt), Mischpoche (Familie) und Tacheles (Klartext). Kürzlich titelte die «NZZ am Sonntag»: «USA reden Tacheles mit Israel». Doch es gibt auch Nomina, deren Lautähnlichkeit mit dem Deutschen uns fehlleitete: *betucht* kommt nicht von Tuch, sondern vom jiddischen *betûach* (wohlhabend, wörtlich: sicher). Und in der Wendung «emezn a schwach nochsohn»